

## **Abel baut sich ein Haus**

### **Patricia Görg trifft Kain und Abel (1. Mose 4,1-8)**

Abel, der lange umhergezogen ist, hinter sich seine Tiere und die Schatten seiner Tiere, die während des Grasens ausfächern, um sich wieder hinter ihm zu schließen, um ihm zu folgen, wie der Schweif dem Kometen folgt, die ihm das Salz von den Füßen lecken, wenn er sie ihnen müde hinstreckt, die schlafen, wie er schläft: von flüchtigen Träumen bestrichen; Abel, ein Hauch auf der Erde, hält an. Er sieht fettes Gras und Steine. Er ist in einer Gegend gedehnter Vokale. Seine Herde beginnt zu weiden. Abel setzt sich auf einen Stein.

Die Sonne wandert weiter, aber er möchte plötzlich bleiben.

Er hat das ganze Land Nod durchquert, eine weglose Wildnis, in der nur vorwärts kommt, wer die unterschiedlichen Färbungen des Himmels kennt, eine Wüste, in welcher der rasende Wind Konsonanten vor sich her treibt und pfeift. Abel ist hager. Die Wüste hat ihn geschliffen. Er hat nichts außer seinen Fußspuren, die Nahrung des Windes sind, und seinen Tieren, die sich nachts um ihn zusammendrängen und ihn wärmen. Abel stemmt sich nicht gegen die Zeit. Sie führt ihn überall hin. Manchmal blickt er auf und ist unvermutet in der Nähe menschlicher Siedlungen. Äcker und fettes Gras breiten sich vor ihm aus.

Die Erde dampft vor Zufriedenheit. Rauch steigt hoch. Abel sieht Häuser, die sich zusammendrängen und ihre Bewohner wärmen, und manchmal spürt er Sehnsucht nach einem Haus, eingehakt zwischen anderen Häusern, nach einem gefallenem Würfel zwischen anderen gefallenem Würfeln – dessen Augen sowohl auf die Straße gehen und in den Garten des Nachbarn, als auch auf Mauern, die ihre Farbe wechseln mit der Sonne, als auch in den Erdboden hinein, in dem tief verschränkt die Erinnerungen liegen, als auch in den Himmel, der morgens aufklappt, der eine blaue Augenbinde über den Horizont zieht und schweigt. Dann seufzt Abel und kommt näher mitsamt seinen Tieren. In diesem Moment öffnen sich die von innen beschlagenen Scheiben. Steine fliegen. Man wirft sie nach Abel, wortlos und gleichmäßig.

Abel bleibt. Er blickt der fortwandernden Sonne nach. Er beginnt, Steine aufzulesen, auch jene, die man nach ihm geworfen hat. Er sichtet sie zu einem Haufen. Zum ersten Mal besitzt Abel etwas, das immer an der gleichen Stelle auf die Erde drückt. Es wird dunkel. Seine Herde und er drängen sich zusammen und schlafen ein im Windschutz seines kommenden Hauses.

Keiner, ein rundlicher Mann, lebt schon länger hier. Auf dem Land neben seinem Haus züchtet er Tomaten. Sie gedeihen, aber sie dürfen keine Druckstellen bekommen. Um das zu verhindern, hat er Glaskistchen um jede einzelne Pflanze gebaut und verfolgt das Wachstum darin argwöhnisch, kontrolliert, ob das Grün sich ungebärdig streckt, gar die Arme ausbreitet, und fährt sofort dazwischen, indem er die Geiltriebe in den Achselhöhlen solcher Pflanzen auskneift. Die Tomate muss erzogen werden wie alles andere auch, also bekommt sie von Keiner genau den Platz, den sie braucht, eine genau bemessene Fürsorge aus Rationen

Wasser, Licht und Schwefelpuder, und sonor brummend vor Zustimmung begrüßt ihr Pfleger jeden neuen Zyklus von Blüte und Frucht, nimmt ihn in seine Obhut und verriegelt ihn in einem Häuschen aus Glas.

Das Stück Land, das Keiner gehört, wurde von ihm schon viele Male umgegraben. Tomaten verlangen die ganze Kraft des Bodens, sind Starkzehrer, darum geben sie sich weder mit Armut noch mit minderen Nährstoffen zufrieden. Also düngt er und gräbt immer wieder um, und halbiert er Regenwürmer dabei, schaufelt er die zappelnden Hälften wieder unter, häuft Erde auf sie und streicht die Stelle mit dem Spaten glatt, bis sie unberührt und unbetreten aussieht, wie in fruchtbarem Schlummer liegend.

Abends ist Keiner so müde, dass er vor den Nachrichten aus dem Fernseher kaum die Augen offen halten kann. Karawanen ziehen durchs Bild, sind unterwegs als Flüchtlinge, zertrampeln, was auf ihrem Weg liegt.

Dem Mann vor dem Fernseher wird es ungemütlich im Halbschlaf. Er glaubt, näher kommende Schritte zu hören, dann klirrt etwas, und Tomaten liegen zerdrückt in ihrem wässrigen Blut. Er fährt hoch. Kurz vor dem Wegdämmern hat sein Körper gezuckt, als fiele er einen Abgrund hinunter, als rasiere ihn scharfer Wind, und nur mühsam findet er sich wieder zurecht zwischen seinen eigenen vier Wänden.

Einmal, als er noch jünger war, wollte Keiner losziehen, um Abenteuer zu erleben, wollte sich mit nichts beschweren außer seinen Fußspuren, wollte draußen schlafen und die Sterne zählen – aber er blieb doch zuhaus. Der Fernseher läuft noch, zeigt fremde Hoffnungen, die unterwegs sind. Keiner sitzt davor.

Abel träumt. Er ist eingeschlossen von einem Steinmeer. Schwere Wogen aus Geröll branden gegen ihn an. Wie gedehnte Vokale werfen Steine sich ihm entgegen. Wenn sie ihn treffen, klingt jeder von ihnen anders, so, als würden sie in allen Sprachen reden, aber alle das gleiche erzählen: dass sie aus Häusern herausgebrochen sind, die aufgebaut und wieder geschleift wurden, dass sie aus Mauern stammen, die nicht ewig standen, dass sie fliehende Schatten bewahren, dass sie die kurze Wärme von Händen kennen und das lange, kühle Funkeln der Sterne über dieser Wärme.

Abel weint. Bis zum Horizont reicht das Steinmeer. Es rollt hin und her, es bildet Städte und Dörfer, die nach wenigen Momenten zusammenfallen, um sich an anderer Stelle wieder aufzubauen. Es formt Kirchen und Festungen, Sportplätze und Brotläden, vor denen halb verhungerte Menschen stehen, achtlos gegen die Geschütze, die auf sie gerichtet sind, verloren in ihrem immer wieder zusammenbrechenden Glück. Das Steinmeer zermalmt jeden, der nicht schnell genug laufen kann. Es ist voller Schiffbrüchiger. Es ist voller Toter. Der Mond scheint auf Abel.

Als er aufwacht, beginnt er, ein Haus zu bauen. Er opfert eins seiner Tiere und mauert dessen Füße im Fundament ein. Er schichtet Steine aufeinander, Stück für Stück, bis Wände und ein Dach ihn ganz umhüllen. Er lässt zwei Lücken für Fenster, aus denen er die untergehakten Häuser der Nachbarn und ihre im Morgenlicht dampfenden Äcker sehen wird. Er baut seinen Tieren einen Stall. Er schiebt sie hinein, denn sie wollen ihn nicht betreten. Er richtet sich ein. Plötzlich umstehen Abel Möbel: Möbel, die langsam näher rücken, Schulter an Schulter, die ins Zimmer starren wie die Zeugen eines Unfalls. Eine Uhr tickt. Unter dem Tisch liegt ein Hund und wartet darauf, dass etwas für ihn abfällt, liegt da, wittert und verbeißt sich in den Teppich. Abel hängt einen Kalender auf. Er zeigt zwölf Landschaften der Wüste Nod. Die Landschaften öffnen sich, groß und leer, von wechselnden Färbungen des Bodens und des Himmels bestrichen, mit einzelnen aufschauenden Tieren darin – und mit dem rastlosen Wind, der Konsonanten vor sich her treibt

und pfeift. Jede Stunde reißt Abel ein Kalenderblatt ab. Zum ersten Mal äst sein Tag zwischen Wänden. Zum ersten Mal ist Abel allein.

Keiner, über seine Tomaten gebeugt, ist wütend. Sie haben die Krautfäule, und darum schätzt er den Schatten, den sein neuer, fremder Nachbar ihm auf die Gewächshäuschen wirft, gar nicht, denn solch ein Dunkel begünstigt Krankheiten. Blätter rollen sich auf, verdorren, Flecken erscheinen auf makelloser Haut, Flüche wandern von Wurzel zu Wurzel, nisten sich ein, rastlos schädlich, zerfressen den Zyklus des Wachstums, der alles am Laufen hielt, treiben dem die Tränen der Wut in die Augen, der sich über dieses Unglück beugt.

Hier ist kein Platz für weitere Wände, denn genau bemessen sind die Rationen aus Wasser, Licht und Fürsorge, die für das Bestehende reichen, und nicht nur der Tomatenzüchter weiß, wann es genug ist, vor allem jedoch, wann es ihm zu viel wird. Was das Schicksal sagen will, wenn es Ungewolltes zwischen Bestehendes würfelt, lässt er sich nun in einer Gruppe erklären, der er beigetreten ist, weil es ihm gefällt, wie die Mitglieder auf dem Tisch stehend salutieren. Sie werden immer mehr. Sie werden immer lauter. Mit kaum unterdrückten Geiltrieben glauben sie, Erziehung zum Kampf könne Früchte tragen, trinken Bloody Mary, singen alte Lieder. Und je länger sie zusammen sitzen, desto deutlicher wird auch ihm, was sie verloren haben.

Er meldet sich, sagt, obwohl die Tomate ein Nachtschattengewächs sei, brauche sie vor allem Sonne und gute Laune, und die könne einem die Krautfäule schon verderben. Er wird einstimmig zum Wortführer gewählt.

Abends schaut er nicht mehr in den Fernseher, sondern hebt hinter abgedunkeltem Fenster den Feldstecher an die Augen, um die Gewohnheiten seines Nachbarn auszuspähen. In seinem Kopf reift eine Tat. Während er schaut, denkt er an die zappelnden Hälften von Regenwürmern, über die er schon so oft Erde gehäuft hat. Argwöhnisch beobachtet er Schritte, die immer hin- und hergehen. Er weiß: Etwas Schlimmes wird geschehen. Hier ist nicht der Platz, um ruhig zuzusehen, wie Tomaten langsam zerdrückt werden. Einer muss etwas tun.

Keiner wird es gewesen sein.

Abends geht Abel in den Stall. Seine Tiere bewegen sich im Schlaf. Ihre Beine zucken. Sie sind unterwegs, ohne Namen zu haben, ohne Möbel zu sein oder Überzeugungen, ohne festzuklemmen zwischen den Satzzeichen der Welt. Abel bleibt lange im Stall. Dann umrundet er sein Haus und legt sich darin schlafen. Die Wände, die er gebaut hat, beginnen mit ihm zu reden. Während sie versuchen, sich der Zeit entgegen zu stemmen, erinnern sie ihn an Feuer und getrocknetes Blut, an die kurze Wärme der Hände und an das lange, kühle Funkeln der Sterne über allem. Sie warnen Abel, aber Abel schläft.

Er träumt, er opfere eins seiner Tiere und mauere dessen Füße im Fundament seines Hauses ein. Er träumt, er bestelle einen Acker, auf dem Wörter und Werkzeuge wachsen. Er träumt, er züchte Vieh, das schnell fett wird und auf den Weiden liegt wie Sofakissen. Er träumt, die Nachbarn kämen und drängten sich lachend um ihn zusammen. Er träumt, sein Haus, umher treibend, strecke die Arme aus und werde an Land gezogen.

Eine Uhr tickt. Abel bewegt sich im Schlaf. Draußen schläft, einen Atemzug lang mit weiter, ruhiger Oberfläche, das Steinmeer. Es schließt das Haus vollkommen ein. Es reicht bis zum Horizont. Der Mond geht auf. Abels Tiere schreien. Sie rennen gegen die Wände ihres Stalls. Auf einer der Mauern erscheint der Schatten dessen, der Abel mit einem Stein erschlagen wird.

**Musik:** Oleg Malov: Preludes Nr. 1-12. auf der CD "preludes & compositions" mit Galina Ustvolskaya, Oleg Malov & The St Petersburg Soloists.

**Alle Manuskripte zur Sendereihe erscheinen in dem Buch:**

***Mörder, Bäcker und Prophetinnen – Prominente treffen „Helden“ der Bibel, hg. von Petra Schulze, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2011.***

*Kain und Abel, Sarah und Abraham, Maria von Magdala, Mose oder den König David diese "Helden" der Bibel meinen wir zu kennen. Wirklich? Und sind sie für uns heute noch interessant? In der Sendereihe „Mörder, Bäcker und Prophetinnen“ treffen Prominente von heute auf Menschen biblischer Zeit. Daraus entsteht Neues: Zeugnisse, die nachdenklich, dramatisch, verstörend, witzig, aufbauend und tröstend sind. Schriftstellerinnen, Kabarettisten, Regisseure, Politikerinnen und viele mehr lassen sich auf das Abenteuer solcher Begegnungen ein. Und dabei treffen die Prominenten nicht nur auf biblische Prominenz, sondern auch auf eher unbekannte Figuren der Bibel: Machla, der Bäcker aus der Josefsgeschichte, oder ein Mann namens Bartimäus haben Wichtiges zu erzählen.*

*Aus heutiger Zeit sind dabei: Wladimir Kaminer, Eckart von Hirschhausen, Erwin Grosche, Joe Bausch, Dietrich Grönemeyer, Margot Käßmann, Katrin Göring-Eckardt, Günther Beckstein, Patricia Görg, Susanne Krahe, Elisabeth Raiser, Henriette Piper, André Schäfer und Christian Eisert.*